



Wahlwerbung in Rostock: Ist von den Parteien des Westens mehr zu erwarten als von Honeckers SED?

„Das deutschere Deutschland“

Der Wahlkampf in Ostdeutschland hat eigene Gesetze. Die Sehnsucht nach einem Phantasialand DDR ist noch immer so wach wie das Verlangen nach starken Volkshelden. Das könnte Gerhard Schröder bedienen. *Von Jürgen Leinemann*

Der Kanzler kommt. Der künftige Kanzler kommt. Fischer kommt und Kinkel, Schäuble und Lafontaine. Alle, alle, alle wenden sich – gönnerhaft, vormundschaftlich und chefsachengemäß – dieser Tage „den andersartigen Biographien und Lebenserfahrungen“ der Landsleute in den neuen Ländern zu. Sie bieten Weltklasse für Deutschland, endlich wieder Familienpolitik, und sie mahnen: Es ist Ihr Land.

Dafür wollen sie die Stimmen der Menschen, deren friedliche Revolution sie mit schrillum Pathos preisen, sowie Dankbarkeit und mehr Verständnis für die „politische und gesellschaftliche Ordnung der Bundesrepublik“. Die CDU faßt in Worte, was alle meinen.

Es ist nun schon der dritte Bundestagswahlkampf, der über die Bürger der ehemaligen DDR hereinbricht, aber die lärmenden Rituale und die marktschreierischen Auftritte der Bonner Prominenz wirken in Hoyerswerda und Neuruppin noch so anmaßend und exotisch wie 1990.

Noch immer verläuft das Leben gerusamer im Osten, zumal da, wo keine Werksirenen mehr heulen. Arbeitslose haben ein besonderes Empfinden für die „manische Betriebsamkeit“ von West nach Ost, die „blinde Augenblickssucht“, die der Ost-

Berliner Psychotherapeutin Annette Simon schon bei der ersten Westwahl aufgefallen war und die sich jetzt wiederholt.

Sehen die „den Osten“ überhaupt, von dem sie reden? Als Gerhard Schröder zum Auftakt des SPD-Wahlkampfes auf dem Ost-Berliner Gendarmenmarkt die östliche Historie beschwört und die Zivilcourage seiner neuen Landsleute während der DDR-Zeit feiert, da ist das atmosphärischer Schnickschnack, mehr nicht. Und wieviel authentische Erfahrung kann wohl hinter den Versprechen der Unions-Politiker Wolfgang Schäuble und Theo Waigel in Schwerin stecken, nach dem Vorbild der neuen Länder würden künftig auch im Westen wettbewerbsfähige Arbeitsplätze geschaffen? Nein, für die meisten Bonner Wahlkämpfer war und ist „Osten“ nicht mehr als eine Chiffre, ein inhaltlich entleertes Zeichen.

Umgekehrt mögen sich die meisten Ostdeutschen inzwischen individuell einigermaßen auf die Institutionen und Regeln der neuen Bundesrepublik eingestellt haben. Aber verinnerlicht haben sie den Geist des Westens nicht. Und auf keinem Gebiet klaffen Ost und West noch so weit auseinander wie auf dem der politischen Kultur.

Schröder mag es ahnen, als er auf dem Versammlungsort in Berlin die Mecklen-

burger sucht, die Thüringer, die Sachsen, die Brandenburger und Anhaltiner. Ja, wo seid ihr denn? Meldet euch doch mal. Donnernde Antwort kriegt er aber nur von seinen Niedersachsen, die in vielen Bussen nach Berlin gekommen sind. „Ach ja“, gibt der Kandidat da resigniert die Suche nach den Osis auf: „Ich weiß, ihr seid ja nicht so viele.“

Gerade bei den mittleren Jahrgängen im Osten ist das Mißtrauen gegenüber öffentlichen Institutionen – Parteien vorneweg – noch immer besonders groß. CDU, FDP und PDS sind aus DDR-Regierungsparteien hervorgegangen, die Gründungsmitglieder der SDP, später SPD, und der Bündnisgrünen kommen aus Gruppen und Zirkeln der Protestbewegung, die sich schwer tun in den klassischen Westparteien und ihrer Marktwirtschaft.

Und können sich nicht inzwischen auch viele Ostdeutsche in ihrem Verdacht bestätigt fühlen, daß von den Parteien des Westens, insbesondere von Helmut Kohls CDU, nichts anderes zu erwarten ist als von Erich Honeckers SED? So reden sie, landauf, landab.

Keine Frage, es ist viel gebaut worden, viel verändert. Aber das Lebensgefühl bleibt verdrossen. Es sei wie bei Erich, sa-

gen sie. Viel versprochen, nichts gehalten. Weiter so, hieß es damals auch, höhnen vor allem die Älteren, obwohl auch da jeder sah, daß es so nicht weitergehen konnte. Der Ton ist aggressiv und verächtlich.

Der Kanzler pocht auf die sichtbaren wirtschaftlichen Erfolge, zeigt die „Leuchttürme“ seiner Politik vor. Aber ob sich Helmut Kohl einen so großen Gefallen damit getan hat, daß er unlängst seinen Wahlkampf-Auftritt in Annaberg im Erzgebirge mit dem Goldmedaillengewinner und Volkshelden Jens Weißflog schmückte?

Gewiß, der schwächliche Skispringer, neben dem der Koloß Kohl geradezu erdrückend wirkte, nennt sich gern einen „Wendegewinnler“. Er betreibt ein Hotel in seinem Heimatort Oberwiesenthal, kommentiert für das ZDF die großen Skisprung-Ereignisse und verdient zusätzlich an Werbeverträgen.

Das mag ihn zu einer Zierpflanze in den blühenden Landschaften des Kanzlers machen. Nur gehörte er im SED-Staat Erich Honeckers auch schon zum Schmuck der Republik. Als Kandidat der FDJ für die Volkskammer war Jens Weißflog allzeit bereit.

Nicht, daß Weißflog besonders skrupellos opportunistisch wirkte. Er fühlt sich „nicht so vordergründig als CDU-Wahlhelfer“. Sein Lebensweg als Spitzensportler im geteilten Deutschland symbolisiert nur eher die Komplexität und Unfertigkeit der Einheit als den Triumph Helmut Kohls.

Drei olympische Goldmedaillen hat der Ski-Star gewonnen. Seinen ersten Erfolg errang er noch für sein sozialistisches Vaterland DDR, die zwei anderen für die vereinigte Bundesrepublik Deutschland.

Ist er nun Deutscher? Ostdeutscher? Ex-DDR-Bürger? „Ich will nicht verbergen, daß ich aus Sachsen komme“, sagt er, was ohnehin unüberhörbar ist, wenn er an der Rezeption seines Hotels persönlich die Gäste empfängt.

Die DDR? Für den Sport war sie vorbildlich. Das gilt für Weißflog – das Doping ausgenommen – bis heute. Aber sonst – „gut, daß dieses System weg ist“. Als er Anfang 1990 zum erstenmal zur Volkskammer nach Berlin reiste, um sein Mandat wahrzunehmen, war das Regime gerade am Ende. Fassungslos hörte er Erich Mielke beteuern: „Ich liebe doch alle.“ Das sei ihm peinlich gewesen, sagt er heute.

Der drahtige junge Mann, der mit seinem letzten Sprung am 15. Juni 1996 den Sport endgültig hinter sich gelassen hat, plant jetzt ehrgeizig und zielstrebig eine Karriere als mittelständischer Unternehmer. Doch er hat Sorgen. 16 Angestellte beschäftigt sein Hotel, aber das Tourismusgeschäft in dem früheren Gewerkschafts-paradies des Erzgebirges läuft nicht besonders. Auf 3500 Einwohner kommen 4000 Gästebetten, viele stehen leer.

Weißflog ist klar, daß er von vielen im Ort beneidet wird. Aber er hat in seinem

Sport gelernt, mit der Gefahr von Abstürzen zu leben: „Die was erreicht haben seit der Wende, die sind auch Risiken eingegangen.“

Dem Kanzler sind solche Worte aus dem Herzen gesprochen. Trotzdem sollte der CDU-Chef sich politisch der Gefolgschaft nicht allzu sicher sein. Denn das menschliche und sportliche Idol des Jens Weißflog heißt Gustav-Adolf „Täve“ Schur.

Mit geradezu kindlicher Bewunderung spricht Weißflog über das Radrenn-Idol der Deutschen Demokratischen Republik. „Täve“, das ist der Max Schmelting des Ostens. Auch er repräsentierte einst für die SED den Sport in der Volkskammer. Jetzt beugt sich der alte Haudogen politisch noch einmal über den Lenker. Täve Schur will in den Bundestag. Für die PDS.

nun Luthers Revolution meint, das Drama oder die Wende von 1989.

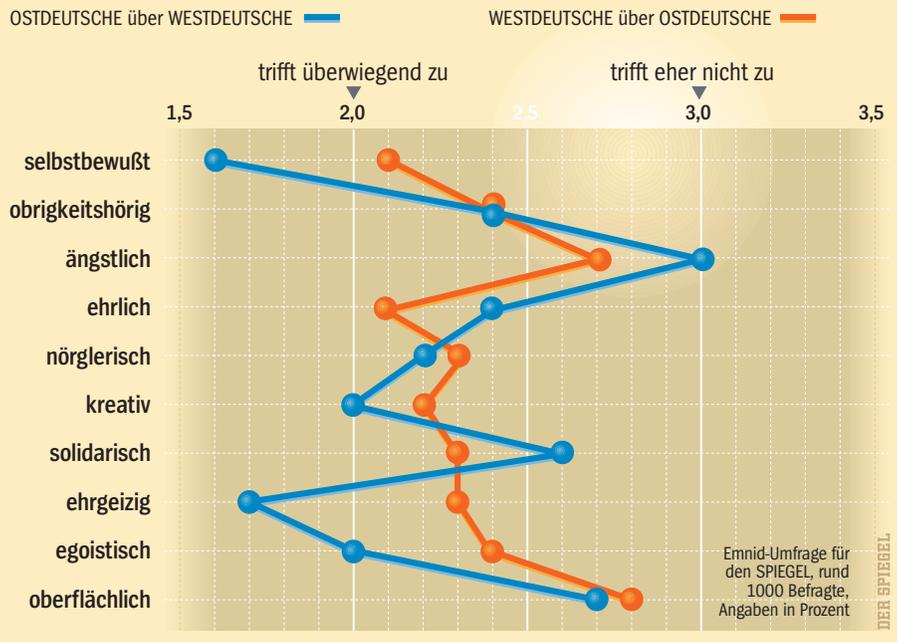
Soll man auch nicht. Oberenders Luther-Stück – eine Auftragsarbeit der Stadt Wittenberg – steckt voller aktueller Anspielungen und Bezüge, ist aufgeladen mit Zorn und Enttäuschung und endet als Farce – die revolutionäre Zeitenwende verläppert zum kommerzlästernen Trachtenfest.

Ist er so, der Ostdeutsche? „Ach, wissen Sie“, sagt nach der Premiere der SPD-Oberbürgermeister der Lutherstadt, Eckhard Naumann, „daß alle Deutschen Ossis wären, das kann ich mir nun wirklich nicht wünschen. Dann hätte ich Angst um die Demokratie.“ Aber vielleicht, fügt er halbherzig hinzu, habe es ja doch bald mal ein Ende „mit der DDR-Befindlichkeit“.

Nichts glaubt sein Parteifreund und Landsmann Reinhard Höppner, Minister-

„Treffen die folgenden Eigenschaften zu?“

Die Durchschnittsergebnisse auf einer Skala von 1,0 (trifft voll und ganz zu) bis 4,0 (trifft überhaupt nicht zu)



An der Südseite der Stadtkirche von Wittenberg, in der 1522 Martin Luther vor der drohenden „Diktatur der neuen Freiheit“ warnte, die er selbst angezettelt hatte, ist im Sommer ein Stück über das Scheitern der sanft gemeinten Revolution dieses deutschen Protestanten über die Bühne gegangen, das die „Befindlichkeit“ der Ostdeutschen 1998 nur allzugut trifft.

„Plötzlich ist die Maske der Macht runter, die Ordnungsfratze ist abgerissen, da meldet sich viel anarchische Energie“, warnt Friedrich Schorlemmer, der Wittenberger Bürgerrechtler, der das Stück „Engel und Dämonen“ des jungen Ost-Berliner Dramatikers Thomas Oberender betreute. Und wie beim Autor und bei dem hannoverschen Regisseur Peter Ries weiß man auch bei Schorlemmer nicht genau, ob er

präsident im benachbarten Magdeburg, weniger als das. Im Gegenteil. Ostdeutsche würden sich noch lange als „Bürger zweiter Klasse“ fühlen.

Für Höppner erklärt sich „dieses Gefühl des Zurückgesetztheits“ auch keineswegs mehr allein aus dem Erbe der DDR. Es müsse vielmehr – da es 1995 schon stark abgenommen hatte, 1997 aber wieder von 80 Prozent aller Ostdeutschen geteilt worden ist – „mit den Erfahrungen seit der Wende zu tun haben“.

„Jede westdeutsche Kritik an den Ostdeutschen dient dazu, die Westdeutschen als bessere Menschen zu sehen“, empfindet die Kulturwissenschaftlerin Ina Merkel von der Berliner Humboldt-Universität. Die junge Frau erlebt die westdeutsche Deutungshoheit über ihre eigene Vergan-

genheit unverkennbar als persönliche Kränkung. Doch mißtraut sie zugleich dem von außen aufgedrängten Wir-Gefühl. Sind die Ostdeutschen tatsächlich eine eigenständige ethnische Einheit, wie der Amerikaner Marc Alan Howard behauptet hatte?

„Obwohl sich die Ostdeutschen nicht durch Rasse, Sprache oder Religion unterscheiden, konstituieren sie in der Bundesrepublik Deutschland eine separate Gruppe, die sich weitestgehend selbst reproduziert und territorial fixiert ist, mit machtvollen und emotionalen Bindungen an eine gemeinsame Vergangenheit, gemeinsame Werte, gemeinsame Kämpfe und im Gegensatz zu einem gemeinsamen „Anderen“, hatte der Soziologe aus den USA behauptet.

Solche Erlebnisse hat jeder. Zum Beispiel die beiden jungen Frauen im Spreewälder Dirndl im Hotel „Zur Bleiche“ in Burg. Tief beugen sie sich über ihre elektronischen Rechner, während ihnen ein älterer Gast aus Aachen westliche Aufbauhilfe verpaßt.

Auf seiner Rechnung war nämlich die Übernachtung seines Hundes nicht aufgeführt, 30 Mark pro Nacht. „Macht bei drei Nächten 90 Mark“, das kann er im Kopf. Dafür braucht er keinen Computer. Der alte Herr, der, ehrlich wie er ist, schließlich freiwillig einen Fehler zu seinen Ungunsten korrigiert, will natürlich niemanden kränken, im Gegenteil. Er kann nur einfach sein Wohlwollen nicht bremsen, müssen ja noch viel lernen, die Mädchen hier.

Nicht, daß ihm das fremd wäre, ich bitte Sie. Aber ist ihm vielleicht was geschenkt worden damals in der Bundesrepublik? Mit 70 Mann haben sie ihr Studium angefangen, ganze 13 sind fertig geworden.

Wahr ist, daß er dann ja „auch klotzig Geld verdiente, klotzig sage ich Ihnen“. Aber dafür mußte er eben auch ran, das kann sich ja heute keiner mehr vorstellen. „10 Stunden immer, 14 Stunden kamen vor, 12 waren die Norm.“

Als die junge Frau hinter der Rezeption dem Gast die bereinigte Rechnung vorlegt, lächelt sie leer. Nun wissen wieder beide, was sie voneinander zu halten haben.

Bautzen ist einer dieser deutschen Städtenamen, bei dessen Erwähnung die Stimme plötzlich leiser wird. Wie Dachau oder Bergen-Belsen. Um so fröhlicher trötet der Stadtprospekt: „Heute vermittelt ein Bummel durch prächtige ba-



Hotelier-Ehepaar Weißflog, PDS-Kandidat Schur: Zweite Karriere



A. SCHÖTZEL

rocke Straßen und romantische Gassen unvergeßliche Eindrücke der Baukunst vergangener Jahrhunderte.“

So ist es: ein tausendjähriges sächsisches Nürnberg, gebaute Kostbarkeiten von der Spätgotik bis zum Jugendstil, liebevoll erneuert. Auf dem Markt und in der Fußgängerzone wird sorbisches Kunsthandwerk angeboten.

Ist es Einbildung, daß das Treiben gedämpft wirkt? Daß eine Art Grauschleier über den Gassen hängt?

„Bekannt wurde die Stadt“, heißt es in der Broschüre weiter, „auch durch das 1904 erbaute größte sächsische Gefängnis, wegen seiner gelben Klinkersteine auch ‚Gelbes Elend‘ genannt, heute eine Justizvollzugsanstalt des Landes Sachsen.“

Gelbes Elend. Bautzen I und Bautzen II. Ernst Thälmann hat hier 1943/44 gesessen bei den Nazis, zusammen mit Tausenden, die geschunden wurden. Viele überlebten es nicht. Dann übernahmen die Sowjets, 26 000 gingen durch die Zellen, mindestens 2714 kamen um. Und schließlich die DDR: Generationen politisch Unbequemere sperrte sie hier weg, Walter Janka, Erich Loest, Rudolf Bahro; aber auch den Auschwitz-Sadisten Oswald Kaduk. Später wurden Regimekritiker lebendiges Kapital, das der Westen in D-Mark verwandelte, bis im Herbst 1989

der Ruf „Stasi raus“ von der Straße in die Zellen drang.

Wie man die Gefängnisse heute findet? Die öffentlichen Orientierungstafeln verraten es nicht. In einer Buchhandlung reagieren die Damen, als habe man ihnen unsittliche Anträge gemacht. Der junge Mann im Pressebüro der Stadt darf irgendwie auch keine Geheimnisse ausplaudern. Weder über die Zahl der Arbeitslosen – es sind 20 Prozent – noch über Baut-

zen I und Bautzen II gibt er Verlässliches preis. Zum Glück findet er endlich ein Faltblatt, in dem es heißt: „Obwohl mitten in der Stadt gelegen, dringt aus diesem ‚Haus des Schweigens‘ wenig nach außen.“

Bautzen II ist heute eine Gedenkstätte. Zwischen Villen und Gärten, hinter einem protzigen Justizpalast eine bröckelige Betonwand, die Pforte weit geöffnet.

„Sie können sich frei bewegen“, ermuntert eine junge Frau zum Eintritt in den fünfstöckigen Bau. Die Zellen aufgesperrt, Gittertüren, Riegel. Alles ist noch da. Auch das Schweigen.

Wie bekannt einem Nachkriegsdeutschen aus dem Westen diese Abwehrhaltung vorkommt. Die Erinnerung an die stummen fünfziger Jahre haben sich eingebrannt. Doch schweigt man darüber besser im Osten, um nicht den Eindruck zu erwecken, man wolle das Leben in der DDR mit der SED-Diktatur gleichsetzen und die gar mit der Nazi-Diktatur.

„Diese Gleichsetzung verletzt die Leute“, hat Rolf Reißig das der „Tageszeitung“ erklärt: „Viele haben in der DDR nicht schlecht gelebt. Die meisten hatten sich irgendwie eingerichtet, haben ein bißchen gemekelt. Und sie haben gesehen, wie Helmut Kohl für Erich Honecker den roten Teppich ausgerollt, wie die SPD über Jahre mit der SED verhandelt hat – und jetzt sollen sie das Büßerhemd tragen.“

Allerdings – nicht nur Kritik von außen, auch Selbstkritik ist unerwünscht. Verdrängen, vergessen, verklären. Dafür kriegen Erinnerungen an den DDR-Alltag Kultqualität. Ostalgie. Der Dresdner Schriftsteller Thomas Rosenlöcher sieht sie als Versuch, „die eigene Anpassung vor sich selbst zu verbergen. Denn wenn es so übel nicht war, war auch die Anpassung nur halb so schlimm“.

Tatsächlich inszenieren und instrumentalisieren gerade jene Ostdeutschen, deren Alltag längst partiell verwestlicht ist, ihre Ostidentität besonders demonstrativ. Jugendweihen und alte Rockgruppen, den Enthusiasmus für lokale Fußballver-



Verfall und Neubau in Leipzig: „Bürger zweiter Klasse“

M. JEHNICHEN / TRANSIT

eine und Rückzug auf sprachliche Eigenheiten nennt der Sozialwissenschaftler Rudolf Woderich als Merkmale zur Herstellung einer „geschlossenen Gesellschaft des Milieus“.

Der Westler steht staunend vor dieser versunkenen Welt, für die sich auch Schüler begeistern. Können 300 Gramm Tempo-Linsen vom Volkseigenen Betrieb Suppina – „10 Minuten Kochzeit“, Preis 1,80 Mark – Glück gewesen sein? Oder eine Schachtel Florena Creme?

Die Historiker der „Sammlung industrielle Gestaltung“ in Berlin behaupten es. In einer Ausstellung haben sie zusammengetragen, was „Glück im Osten“ war: 1987 eine Eintrittskarte zum Bob-Dylan-Konzert, 1956 eine „Einmalige Interzonen-Reisegenehmigung“ von Havelberg nach Wiesbaden. Eine Erntenedel für 58 Stunden Arbeit bei der Einbringung der „Friedensernte 1955“, eine Urkunde für die erfolgreiche Teilnahme an der X. ABC-Mathematik-Olympiade 1972.

Die „Glückserwartung“, behaupten die Aussteller, spiegle „äußerst subtil den Zustand der verschwundenen Gesellschaft und ihrer Lebenswelten“. Die hat sich dann aber wohl doch nicht so entscheidend geändert. Denn im Osten machte früher offenbar alles glücklich, was bis heute auch den Westmenschen erfreut – Reisen, Autos und Geld.

Bestimmt kommt gleich Marilyn Monroe mit dem Fahrrad angestampelt, Tony Curtis hinterher. Doch weil das Luxus-Golf-Hotel an einem Waldsee vor den Toren Berlins keine Filmkulisse für „Some like it hot“ ist, obwohl es so aussieht, stammt auch die Blondine, die im Mercedes-Cabrio vorfährt, aus dem richtigen Leben: Sie heißt Ilona Hanke* und ist Verlegerin.

Frau Hanke ist ebenso vehement für wie gegen den Kapitalismus. Marktwirtschaft, nun gut. Aber Freiheit? Da muß sie doch lachen.

Als hier die Stasi noch wirkte, da wußte sie wenigstens, mit wem sie es zu tun hatte. Heute ist sie jeder unbekanntem Politessen ausgeliefert, die sie mit Strafzetteln traktiert. Freiheit? „Damals konnt'st noch frei entscheiden, ob du Mitglied der SED sein wolltest oder nicht. Die Industrie- und Handelskammer fragt keinen, da wird man Zwangsmittglied.“

Andererseits profitiert die dynamische Person, die so munter gegen „eure Verwaltung“ und „eure Regierung“ vom Leder zieht, als gehöre sie nicht dazu, natürlich nicht schlecht vom süßen Leben im kargen Brandenburg. Stolz berichtet sie,

daß sie mit ihrem wöchentlichen Anzeigenblatt etwa 40 000 Auflage macht und sieben Angestellte beschäftigt. „Wir malochen aber auch wie die Verrückten.“

Keine Frage, diese Frau kennt sich aus mit den alten und neuen Seilschaften der Berliner Schickeria auf dem Lande. Nur wo sie selbst steht, bleibt unklar.

So wie in ihrem Werbeblättchen Nachrichten und Anzeigen innig ineinanderfließen, so wie sich die Power-Unternehmerin Hanke zugleich als Sprecherin der Volkssolidarität artikuliert – so bizarr klaffen derzeit überall in den neuen Ländern die Dinge auseinander: in den meisten Menschen, in ihren Nachbarschaften, in ihren Lebensverhältnissen und Ausdrucksformen.

Das eben ist das Hauptmerkmal der östlichen „Befindlichkeit“, daß dem Leben, Fühlen und Denken sowohl Zusammenhang als auch Richtung fehlen. „Zu klären

wäre die Frage: Was haben wir eigentlich gewollt?“ sagt Reinhard Höppner. Und er fügt hinzu: „Das Volk der DDR müßte antworten, aber es kann nicht, denn es hat ein Volk der DDR nie gegeben. Es hat in der DDR keine Debatte darüber gegeben, was das Volk will, weil es keine Öffentlichkeit gegeben hat, in der diese Frage hätte diskutiert werden können.“

„Das Volk der DDR müßte antworten, aber es kann nicht, denn das hat es nie gegeben“

Wer durchs Land reist, erlebt eine Gesellschaft ohne Mitte. Hart prallen die Gegensätze aufeinander. Die Grenzen sind scharf und optisch weniger verschleiert als im Westen. Stadt und Land, Arm und Reich, Früher und Heute, Jung und Alt – überall sticht der Mangel an Vermittlung ins Auge. Kompromisse sind demokratische Errungenschaften.

„Das deutschere Deutschland ist hier“, sagt der Thüringer Ministerpräsident Bernhard Vogel. Und tatsächlich muß man nicht auf die Ruine Rudelsburg im Saale-tal fahren, um mit einer deutschen Vergangenheit konfrontiert zu werden, die sich darbietet wie die Kulisse für einen Volksmusikabend im Fernsehen. Schlösser, Gutshäuser, Marktplätze. Gassen. Brücken. Kirchen. „Die Durchschnittsstadt hier war eben nicht durch Bomben zerstört“, sagt Vogel.

Und die DDR baute in den Jahren westdeutscher Stadtverwüstung durch Beton-Neubauten die meisten Plattenblöcke, ohne das Alte abzureißen. Was in Jahrzehnten verrottete, wird jetzt liebevoll saniert, in Erfurt und Quedlinburg, Görlitz und Binz.

Das historische Personal lebt mit der Renovierung gleich mit auf – Luther und Barbarossa, Goethe und Bach, Caspar David Friedrich und Uta von Naumburg sind hier nicht bloß auf Denkmäler abgeschoben. Details ihres Lebens gehören zum Alltags-

* Name von der Redaktion geändert.



P. LANGROCK / ZENIT

Werbeaktion für ostdeutsche Produkte: „Die Glückserwartung spiegelt den Zustand der entschwindenen Gesellschaft“

wissen vieler, ihre Lebensgeschichte zum eigenen Selbstverständnis.

Von der Wartburg in Eisenach bis zum Kaiserstuhl auf Rügen verdichtet sich die Vorgeschichte der gegenwärtigen nationalen Selbstsuche zu einem bebilderten Panorama von mythisch-metaphorischer Aufdringlichkeit. Und der Leipziger Maler Werner Tübke hat mit seinem Monumentaltabild über den Bauernkrieg im thüringischen Bad Frankenhausen alles zusammengefaßt, was deutsch ist.

Wenn im halbschattigen Rotundenraum des Tübke-Museums am Südhang des Kyffhäusers die Bildführer den Besuchern historische, ästhetische und sinnbildliche Einzelheiten des 14 mal 123 Meter großen Gemäldes über die „Frühbürgerliche Revolution in Deutschland“ erläutern, dann klingen Worte wie „Umbruch“, „Wende“ „gescheiterte Hoffnungen“ und „furchtvolle Endzeiterwartung“ einen alarmierend aktuellen Ton. Wie beim Lutherstück in Wittenberg vermischen sich auch hier

Szenen, Anspielungen und Ressentiments der Historie mit den Ängsten und Aggressionen der Gegenwart zu einer deutschen Gemütslage von explosiver Tiefe.

In Weimar erteilte der Direktor der Buchenwald-Gedenkstätte, der Historiker und Psychoanalytiker Volkhard Knigge dem Grünen Joschka Fischer dieser Tage eine Lektion über die Anfälligkeit von deutschen Kulturbürgern für Diktatur und Barbarei, die den erschreckte.

Den noch immer lauten Ruf nach der starken Hand, nach schnellen und einfachen Lösungen, konnte der Grüne – wie alle Bonner Politiker, die derzeit im Osten für ihre Politik werben – schwerlich überhören bei seinen Versammlungen und Begegnungen. Die Erfolge der Rechtsradikalen bei den Wahlen in Sachsen-Anhalt und die täglichen ausländerfeindlichen Gewalttaten in den neuen Ländern sind drastische Alarmzeichen.

„Die Ostdeutschen sind im Durchschnitt viel stärker autoritär orientiert als die

Westdeutschen“, sagt Rolf Reißig. „Es gab für sie kein 1968, auch keine echte Auseinandersetzung mit dem NS-Regime und seiner gesellschaftlichen Verankerung.“ Das seien Defizite, die ostdeutsche Wähler anfällig machen für DVU-Propaganda.

Eine weniger radikale Variante dieser Osthaltung mag auch Gerhard Schröder zugute kommen. Obwohl der Niedersachse den Menschen in den neuen Ländern bisher weder durch besondere Kompetenz noch durch intensive Liebesbeweise aufgefallen ist, könnte er dennoch besser abschneiden als erwartet – als Führerfigur und Macher.

Die Sehnsucht nach kraftvoller Führung hat zunächst einmal Schröders erfolgreichen Widersacher Reinhard Höppner zu einer Art Volkshelden gemacht. Seine Standfestigkeit gegen die Parteioberen aus dem Westen gefiel vor allem den jungen Ostdeutschen.

Starke Kerle imponieren. Das gilt für Ministerpräsidenten wie Manfred Stolpe und Kurt Biedenkopf, aber auch für klar, entschieden und parteiunabhängig auftretende Männer wie Richard von Weizsäcker und Roman Herzog. Und es gilt vor allem noch immer für Bundeskanzler Helmut Kohl.

Mit Parteipräferenzen hat das wenig zu tun. Deshalb könnte dem Medien-Star Gerhard Schröder – ohne gezieltes Handeln – ein Vereinigungs-Coup ganz besonderer Art gelingen: die Verschmelzung zweier Trends zur Personalisierung der Demokratie, die gegenläufiger in Ursache und Motivation nicht sein könnte.

Da ist einmal der Medien-Populismus amerikanischen Ursprungs, den Schröder schon in Niedersachsen benutzte, um die Parteiforen bei seiner Nominierung zu überspielen. Und da sind im Osten jene politischen Muster, die an den Stil ehemaliger Staatsparteien anknüpfen.

Medien-Nomenklatura. Ist das gemeint mit „Berliner Republik“? ◆



C. ENGEL / VISUM

Straßenhändler im brandenburgischen Brieske: „Viel anarchische Energie“